

und polykonfessionellen Gemengelage der Zeit wurde vielfach mit Wort und Bild experimentiert; die meist hohe Qualität der Arbeiten zeugt von einer Aufbruchsstimmung.

Die vier mikrohistorischen Studien mit der Kontextualisierung einzelner Werke schärfen unseren Blick auch für größere Zusammenhänge. Es zeigt sich einmal mehr, dass interdisziplinäre Forschungsansätze – hier Kunstgeschichte, Theologie und Geschichte – sehr interessante Ergebnisse hervorbringen können. Ein rundum empfehlenswertes Buch.

*Almut Bues*

VOLKER REINHARDT: Im Schatten von Sankt Peter. Die Geschichte des barocken Rom. Darmstadt: Primus 2011. 270 S. m. Abb. ISBN 978-3-89678-777-4. Geb. € 24,90.

Volker Reinhardts Geschichte Roms geht von der These aus, dass sich die die Neuzeit prägende spezifisch römische Lebensordnung im frühen 17. Jahrhundert entwickelte: eine auf demonstrativen Prestigekonsum ausgerichtete Wirtschaftsform, eine durch die Mechanismen von Patronage und Klientel konstituierte Gesellschaft, die Allgegenwart einer auf die Sinne abzielenden politisch-religiösen Propaganda und schließlich der Widerspruch zwischen immer wieder nachdrücklich eingeschränkten Normen auf der einen und den regelmäßig praktizierten Normübertretungen auf der anderen Seite. Die Spannung zwischen der Forderung nach Einfachheit, Askese, Selbstbescheidung und strikter Meritokratie – also nach einem biblisch fundierten Führungs- und Lebensstil innerhalb der Kirche – und dem gigantischen Nepotismus, den so gut wie alle Päpste zwischen 1600 und 1676 betrieben, stellt nicht nur die Leitlinie dar, entlang der Reinhardt die Politik- und Sozialgeschichte der Stadt Rom im Barockzeitalter erklärt, sondern sie liefert auch den Schlüssel, mit dessen Hilfe sich die Gestalt des barocken Rom begreifen lässt – eine kulturelle Architektur- und Kunstgeschichte, ein historischer Stadtführer, wenn man so will. Die qualitativ und quantitativ überwältigende Kunstproduktion Roms im 17. Jahrhundert wäre in dieser Perspektive das Ergebnis des Versuchs, den Widerspruch zwischen Ideal und Realität aufzulösen oder erträglich zu machen, sowohl gegenüber fremden Beobachtern als auch mit Blick auf die historischen Akteure selbst.

Auf dieser ebenso klugen wie suggestiven Idee basieren der Aufbau des Buches sowie die Struktur der 14 Kapitel, in denen Reinhardt primär eine Darstellung des Papsttums liefert, nicht als Kirchen-, Theologie- oder Diplomatie-, sondern eben als Stadtgeschichte, und dazu gehören Darlegungen zu den Verhaltens- und Ausdrucksformen der römischen Elite, vornehmlich der durch das Papsttum ihres Verwandten emporgekommenen Nepotendynastien, aber auch zur »Weltanschauung« und zu den politischen Artikulationsmöglichkeiten der römischen Mehrheitsbevölkerung. Reinhardt zeigt, dass die Papstwahl, trotz explizit anderslautender Bestimmungen, im 16. und größten Teil des 17. Jahrhunderts mehrheitlich nach dem Prinzip der – durch Patronagestrukturen geprägten und in ihrem Sinne lenkbaren – Adoration erfolgte und eben nicht als Skrutinalwahl, der anonymen Stimmabgabe; bis 1676 ließ sich der Wert des »Gewissens« nicht gegen den der »Gefolgschaft« durchsetzen, wobei die auf diese Weise Gewählten alles daran setzten, das Wahlergebnis als gottgewollt (und eben nicht als die Belohnung erfolgreicher klientelärer Verflechtung) erscheinen zu lassen. Die, zumindest theoretisch, mit beispielloser Machtfülle ausgestatteten Herren der Kirche waren faktisch auf die Kooperation ihrer Untertanen angewiesen: Das galt für die mit großer Autonomie ausgestatteten Städte und deren Eliten in der Peripherie des Kirchenstaates, das galt aber auch für Rom selbst, denn wenn auch die römische Kommune und das Kardinalskollegium kaum noch institutionalisierte Mitspracherechte, geschweige denn ein Recht auf Widerstand, besaßen, so hatten doch die

Baronsfamilien und auch die städtische Bevölkerung den Päpsten früh die Grenzen der Durchsetzbarkeit ihrer Macht aufgezeigt. Eine der wirkungsvollsten Grenzen der Staatswerdung innerhalb des Staates der Päpste war jedoch der Nepotismus, die Konzentration der Pontifices auf die Förderung ihrer eigenen Familie und die Bindung der Eliten an die jeweilige, naturgemäß nur für kurze Zeit mächtige Papstfamilie (und nicht das Papstamt bzw. den abstrakten Staat). Den »Extremnepotismus« des 17. Jahrhunderts erklärt Reinhardt mit dem »Nachholbedarf« der Papstfamilien, die den Aufstieg aus vergleichsweise bescheidenen Verhältnissen zu dynastengleichem Rang in kürzester Zeit vollziehen und ökonomisch und sozial ebenso wie städtebaulich absichern mussten. Dabei galten die Mechanismen, nach denen man in Rom die soziale Stufenleiter erklimmte, für die gesamte Gesellschaft in sehr vergleichbarer Weise (wenn auch natürlich mit standesspezifischen Modifizierungen): von der klerikalen Elite bis zu den Handwerkern und schließlich den Bettlern, einer »klientelär verflochtenen Parallel-Gesellschaft«. Die sich in rascher Folge abwechselnden, einander in erbitterter Feindschaft zugetanen Nepotendynastien waren nicht der einzige Faktor, der für die überdurchschnittlich hohe Gewaltdichte im frühneuzeitlichen Rom verantwortlich war: Dazu kamen die Konkurrenz der Baronsfamilien untereinander sowie gegen die Papstverwandten und der notorische Gegensatz zwischen Spanien und Frankreich, der besonders zugespitzt zwischen ihren jeweiligen Botschaftern an der Kurie ausgetragen wurde. In diese vielfältigen Rivalitäten waren zahlreiche Bewohner der Stadt Rom verstrickt; dass die Päpste sich über ihre Nepoten – zunehmend chancenlos – an ihnen beteiligten, machte sie, je länger desto mehr, angreif- und verwundbar. Die Prägung des päpstlichen Herrschaftssystems durch die Normen und Mechanismen der Patronage machte auch vor der Welt des Himmlischen nicht halt: Die nach 65-jähriger Pause 1588 neu einsetzenden Heiligsprechungen waren Ausdruck der Verflechtung der Päpste, die den europäischen Großmächten, den Orden, der Elite Italiens und sich selbst auf diese Weise Patrone im Himmel schufen und zugleich ihren sozialen Aufstieg irreversibel zu machen versuchten. Besonders überzeugend erscheint Reinhardts Ansatz in den Kapiteln »Erinnerung stiften« und »Konkurrieren«, in denen er die Bautätigkeit der Päpste zwischen Clemens VIII. Aldobrandini und Clemens X. Altieri und ihrer Nepoten als aufeinander bezogene Folge konkurrierender Praktiken beschreibt: Mit der Errichtung von Villen, Palazzi, Grabmälern etc. schrieb man sich in das Gedächtnis der Stadt Rom ein und versuchte zugleich, die Vorgänger zu übertreffen, durch Aufwand, künstlerische Innovation oder erlesenen Geschmack. Überdies hatten all diese Projekte mit einem doppelten Problem zu kämpfen: Zum einen durfte es sie per se nicht geben (als weltliche Ausdrucksformen einer geistlichen und sich als essentiell »anders« definierenden Herrschaft), zum anderen mussten sie die parvenühafte Herkunft ihrer Auftraggeber verdecken bzw. in Stärke verwandeln. Es waren jedoch nicht nur diese aufwendigen Bautätigkeiten, die für den kontinuierlichen Niedergang der Papstfinanz verantwortlich waren, sondern auch ein auf die Versorgung der hauptstädtischen Bevölkerung ausgerichtetes, im Prinzip nicht rentables Wirtschaftsgebaren; doch die Päpste inszenierten sich mit Hilfe der Brot- und Wasserversorgung, als treusorgende Väter und erkaufte sich so die Akzeptanz der *plebs urbana*. Diese war nämlich vor allem in Situationen, in denen ihr Überleben durch Lebensmittelmangel und Seuchen akut gefährdet war, durchaus zum gewaltsamen Protest bereit, und dieser richtete sich, wenn nicht gegen die Päpste selbst, so doch gegen ihre Verwandten – bzw. ihre *memoria*. Dabei spielte das Erscheinungsbild der Stadt Rom als Ausweis des Zustands der Kirche und des Papsttums gegenüber der europäischen Öffentlichkeit eine ausschlaggebende Rolle, vor allem in den »Heiligen Jahren«, die jedoch seit 1650 – wegen der demonstrativen und zugleich von Rückschlägen gekennzeichneten – Ansprüche der Nepoten auf Fürstengleichheit immer

geringere propagandistische Wirkung entfalteten. Laut Reinhardt war das Publikum, an das sich solche Inszenierungen richteten, immer auch der europäische Protestantismus, vor dem man sich keine Blöße geben durfte; doch wahrscheinlich spielte diese Auseinandersetzung im 17. Jahrhundert keine entscheidende Rolle mehr, auf jeden Fall nicht für den italienischen und speziell den römischen Katholizismus – man richtete sich vielmehr an eine katholische Öffentlichkeit, innerhalb derer um die Art des Katholizismus heftig debattiert wurde. Von zumindest zweifelhafter propagandistischer Wirkung war auch die Tätigkeit der römischen Inquisition – trotz ihres im europäischen Vergleich bemerkenswert professionellen und transparenten Vorgehens: Die Prozesse gegen Giordano Bruno, Galileo Galilei und den Historiker Paolo Sarpi trugen der Papstkirche bereits seitens der Zeitgenossen den Ruf der Wissenschaftsfeindlichkeit und Rückständigkeit ein. Mit dem Pontifikat Innozenz' XI. Odescalchi (1676–1689) endete in Rom das 17. Jahrhundert und eine neue Phase der Papstgeschichte begann, in der nicht nur der Nepotismus abgeschafft wurde, sondern die Päpste auch begannen, ein bewusst asketisches, erzieherisches, nüchternes Image zu pflegen. Im 18. Jahrhundert machte ein neuer Typ von Prälaten an der Kurie Karriere, und Rom, der Kirchenstaat und das Papsttum wurden auch in der Wahrnehmung ihrer Führungsschicht zum »Gegen-System« gegen alle Entwicklungen der Moderne.

Reinhardts Tour durch das Rom des Barock, in der zahlreiche Forschungen zum frühneuzeitlichen Papsttum der letzten Jahrzehnte synthetisiert werden, ist in sprachlicher Hinsicht überaus elegant und intellektuell überzeugend. Die Fragen, die sich bei der Lektüre stellen, sind keine Anfragen an die Qualität des Buches, sondern vielmehr grundsätzliche, historiographische Methodenprobleme berührende Überlegungen. Stellte die von Reinhardt konstatierte Normenvielfalt tatsächlich eine römische Besonderheit dar, und führte sie – im Verhältnis zu anderen höfischen Gesellschaften – zu einer besonders hohen Zahl von gespaltenen, ja schizophrenen Persönlichkeiten? Lassen sich solche Phänomene wie »Persönlichkeitsspaltung« für die Frühe Neuzeit tatsächlich historisch messen? Vielleicht – eine anregende und bedenkenswerte Perspektive ist damit in jedem Fall benannt.

*Christian Wieland*

ABTEI OTTOBEUREN (HRSG.): Barocke Bilderwelt des Klostergebäudes in Malerei und Plastik. Ottobeuren: EOS 2014. XLIV, 596 S. m. zahlr. farb. Abb. ISBN 978-3-8306-7658-4. Geb. € 148,00.

Die Klosteranlage Ottobeurens, die wegen der raschen Neugründung des Konvents nach der Säkularisation von 1803 ohne größere Verluste erhalten geblieben ist, fasziniert durch ihre Ausmaße noch heute jeden Besucher. Die Klosteranlage, die zwischen 1711 und 1766 entstand, enthält in ihren mehr als 200 Räumen einen weithin unversehrt erhaltenen ikonographischen Kosmos der Barockzeit. Aus Anlass des 1250-jährigen Gründungsjubiläums erschien die vorliegende Publikation in zwei Teilen, die die barocke Bildwelt der Abtei erschließt. Abt Johannes Schaber OSB führt in die historischen Grundlagen für die Architektur ein. Ausgehend von der regula Benedicti stellt er die Entwicklung des fränkischen Mönchtums vor. Wie der Redaktor der ersten Gesamtdarstellung der Geschichte der Abtei Ottobeuren, P. Prior Maurus Feyerabend, 1813 betonte, so stellt auch Abt Johannes die enge Verbindung der Geschichte Ottobeurens zur Reichsgeschichte vor. Aus der Darstellung wird deutlich, in welchem Umfang die Äbte des 18. Jahrhunderts noch in der Tradition der regula Benedicti neben der Tradition der Reichsgeschichte standen, als sie ihren neuen »Palast des Glaubens« schufen. Die Einführung der Bearbeiter, die an dem